

Deutschland und Israel

Ist das Schweigen meiner Eltern auch meines?

Seit dem Anschlag der Hamas auf Israel steht für den Schauspieler Edgar Selge alles infrage.
Über Deutschland, Israel, die Kultur und die Trauer.

Gastbeitrag von Edgar Selge

Seit bald zwei Monaten, seit dem 7. Oktober, ist ein "Weiter so wie immer" für mich nicht mehr möglich. Immer noch stehen der Vorwurf und das Erstaunen über das relative Stillschweigen in der Kulturszene im Raum, über das Ausbleiben eines umfassenden, spontanen Ausdrucks des Mitgefühls in der Bevölkerung, und besonders eben unter den Kulturschaffenden, zuletzt formuliert von Michel Friedman im Interview mit dem rbb. Es ist die Kälte einer "Ja-aber-Debatte", die er und viele andere zu Recht beklagen, die jede Wärme der Zuwendung im Keim erstickt und deren Abwesenheit so verletzend ist.

Das Schweigen - wenn ich dem auf den Grund kommen will, kann ich es nicht in dieser allgemeinen Form stehen lassen, sondern muss es auf mich beziehen und mich nach meinem eigenen Schweigen befragen.

Was ich hier tat, kam mir fragwürdig und hohl vor

Am 7. Oktober war ich in Südtirol bei Dreharbeiten zu einer Romanverfilmung. Die Sonne schien, als hätte sie keine andere Wahl, es waren endlos in die Verlängerung gehende, wegen des Klimawandels nur argwöhnisch zu genießende Spätsommer-Herbsttage, mit einer nicht totzukriegenden Wärme in der Luft. Eine Szene, die wir zwei Tage später drehten, fand an meinem Sterbebett statt: Mit letzten Kräften versuche ich in dieser Szene, einer jungen potenziellen Selbstmörderin Mut zum Leben zu machen. Also - es war schon eine existenzielle Situation, die auch einem gravierenden geschichtlichen Einschnitt hätte standhalten können.

Das tat sie aber nicht. Seit dem 7. Oktober kam mir alles, was ich tat, fragwürdig und hohl vor, es schien mir nicht mehr viel wert.

Ich habe versucht, diesen subjektiven Eindruck einer inneren Entwertung meiner Arbeit als Schauspieler drei Wochen später bei einer Dankesrede bei den Biberacher Filmfestspielen zu formulieren. Als die Veranstalter mich zur Veröffentlichung meiner Sätze drängten, winkte ich ab, weil sie mir nicht allgemeingültig genug erschienen. Ich glaubte, es reiche, wenn ich mich mit meiner Frau unseren jüdischen Freunden und Bekannten zuwende und sie unser Mitfühlen spüren lasse.

Das stimmt aber nicht: Es reichte nicht. Und es reicht immer noch nicht.

Das Schweigen, bleiern und trotzig, war und ist in mir anwesend, und ich weiß, dass es das bleiben wird, solange ich es nicht explizit benenne und breche.

Mein Bruder trieb unseren Vater an den Rand der Verzweiflung

Mein Schweigen erinnert mich an ein anderes Schweigen - das ich gut kenne und das mir mein Leben lang zu schaffen macht. Ich meine das meiner Eltern, mit dem ich während der Fünfziger- und Sechzigerjahre konfrontiert war, ihr Schweigen zum Mord an ihren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern während der Nazizeit. Denn dieses Schweigen meiner Eltern ist ein sehr wichtiger Bestandteil meiner persönlichen Identität.

Bei uns zu Hause wurde die Diskussion um dieses Schweigen von einem meiner älteren Brüder aufgebrochen, er trieb meine Eltern, vor allem unseren autoritären Vater, mit seinen Fragen an den Rand der Verzweiflung. Später, nach dem Tod meines Vaters, machte ich es ähnlich mit meiner Mutter. Ich drückte sie mit meinen Fragen und Vorwürfen in die Enge, bis sie mich bat, ihre Wohnung zu verlassen, weil sie von Magenstichen gepeinigt wurde.

Als Kind war ich Zuschauer, manchmal auch Zündler dieser Auseinandersetzungen, die ich damals dann selber nicht geführt habe. Später war ich der Akteur. Die Schärfe, in der diese Diskussionen geführt wurden, faszinierte mich, und sie traumatisierte mich zugleich. Es waren Angriffe auf die Persönlichkeit meiner Eltern, auf ihren Charakter, es war ein Anprangern ihres Versagens, ihrer Lügen, ihrer Vergesslichkeit, ihres Selbstbetrugs. Es gab keine Argumente - nur Verurteilungen.

Vielleicht, denke ich jetzt, bin ich durch diese Situationen ein "Ja-aber-Mensch" geworden, einer, der geradezu manisch die "andere" Seite sieht, wenn es darum geht, eine barbarische und unmenschliche Situation als solche überhaupt wahrzunehmen, zu empfinden und zu benennen.

In den Siebzigerjahren, als ich an den Münchner Kammerspielen mit meiner Arbeit als Schauspieler begann, auch in den Achtzigerjahren noch herrschte auf der Bühne und im Film ein Legitimationszwang, verbunden mit einer Glaubensfrage: Welche Relevanz hat das, was du tust, für die Gesellschaft? An welchem Ort spielst du was für ein Stück und warum. Theater wie die Schaubühne unter Peter Stein oder das Theater Claus Peymanns in Stuttgart und Bochum, Filme wie die Volker Schlöndorffs oder Reinhard Hauffs galten als Ausweis für Arbeiten mit gesellschaftsrelevanter Bedeutung. "Gesellschaftliche Relevanz" - das war das Zauberwort, der Schlüsselbegriff für jede Tätigkeit im westdeutschen Kulturbetrieb, und der Wunsch, auf diese Weise legitimiert arbeiten zu dürfen, war übergreifend und lag immer in der Luft. Auch die Münchner Kammerspiele unter Dieter Dorn - über zwanzig Jahre lang der Arbeitsplatz für meine Frau Franziska Walser und mich - waren ein Ort, an dem die politische Aktualität eines

Theaterabends gleichberechtigt neben seiner ästhetischen Qualität stand. Bis heute gehört das für mich zusammen und entscheidet über Wertschätzung und Lust an meiner Arbeit.

Angela Merkels Definition von Israels Existenz als Staatsräson aller Deutschen konnte daher von mir und vielen meiner Generation lautlos übernommen werden. Und mir scheint, letztlich beruht auch diese Definition auf dem Schweigen der Generation meiner Eltern.

Wozu das alles, wenn Juden hier nicht mehr geschützt sind?

Inzwischen kommt es mir vor, dass die Luft im öffentlichen Raum dünn geworden ist, dass wir kaum reden können, ohne uns gegenseitig zu bewerten und herabzusetzen. Es fällt uns zunehmend schwer, Argumenten einfach zuzuhören, wenn sie nicht unsere eigene Meinung widerspiegeln. Das persönliche Risiko, mit dem sich jemand einem öffentlich vorgetragenen Standpunkt aussetzt, nehmen wir kaum noch wahr. Der Ton der Empörung über andere ist uns lieber als die Wertschätzung einer Vielfalt von Argumenten.

In den letzten Wochen habe ich gelernt, dass sich jüdische Menschen seit dem 7. Oktober in Deutschland nicht sicher sein können vor Angriffen und offen zur Schau getragener Verachtung. Wenn das so ist, dann hat das Folgen für mich persönlich: Ich habe keine Identität in diesem Land, wenn jüdisches Leben hier nicht geschützt ist.

Wenn Juden in Israel nicht sicher leben können, dann sollten sie umso mehr hier bei uns sicher sein. Hier bei uns Deutschen muss der sicherste Ort überhaupt für sie sein.

Ich weiß, was lähmendes Schweigen bedeutet. Ich verbringe jeden Tag damit. Die fremden Texte einer neuen Rolle würgt ich heraus, um mit ihrer Hilfe mein eigenes Schweigen zu brechen. Ich habe ein [Buch über meine Kindheit](#) und Familie geschrieben, um aus meinem Schweigen heraus eine eigene Erzählung zu finden über den Echoraum, dem ich entstamme.

Jetzt, mit diesem kleinen Text hier, versuche ich erneut, mein Schweigen zu überwinden, ungeschickt und hölzern: Wenn jüdisches Leben hier nicht sicher ist, dann bin ich auch nicht sicher, dann ist kein Satz, kein Wort von mir etwas wert.

Die Geschichte meiner Eltern ist von ihren Fehlentscheidungen während der Nazizeit und dem anschließenden Schweigen darüber geprägt. Allerdings schließt meine Liebe zu ihnen dieses Schweigen mit ein, das sie an mich weitergegeben haben. Ich habe dabei lange etwas verwechselt: Sie waren nicht unfähig zu trauern, sondern sie waren unfähig, ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen, und dadurch war die Trauer in ihnen selbst nicht als humane, tröstliche Form vorhanden, sondern als ein selbstzerstörerischer, bitterer Schmerz.

Um diesen Unterschied zu erkennen, habe ich ein ganzes Leben gebraucht. Denn gleichgültig gegenüber ihrer Vergangenheit waren meine Eltern nicht. Sie waren nur unfähig, darüber zu sprechen. Das ist genau das Schweigen, das sie mir mitgegeben haben. In diesem Schweigen ist auch ihr Sich-Schämen, sind ihre Selbstvorwürfe enthalten, auch die haben sie mir vermacht und mitgegeben.

Irgendwann, in den Siebzigern, reisten meine Eltern nach Auschwitz, dann nach Israel. Über die Wirkung dieser Reisen sprachen sie nicht. Nur, dass diese Reisen in ihnen arbeiteten, das konnte ich sehen, wenn ich genau zuhörte und hinschaute. Ihr Schweigen hat mich angesteckt. Vielleicht geht es noch mehr Menschen so wie mir.

Wir haben eine Herkunft. Und sie prägt uns, ob wir wollen oder nicht

Robert Habeck spricht in seiner wichtigen Rede zum 7. Oktober und zum Antisemitismus in Deutschland vom Schweigen seiner Großeltern. Es ist wesentlich für die außerordentliche Wirkung seiner Videobotschaft, dass die Kraft seiner Argumentation in der Erfahrung und Erwähnung seiner familiären Situation wurzelt. Wir alle leben nicht in einem luftleeren, von unseren moralischen Wunschvorstellungen erfüllten Raum, sondern wir haben eine Herkunft, die uns mehr prägt, als uns vielleicht lieb ist. Auf diese Herkunft müssen wir gerade jetzt zurückgreifen, wenn wir uns orientieren wollen in einem historischen Moment barbarischer Überfälle und einer ständigen Verdrehung von Begriffen wie Freiheitskampf und Terror, Selbstverteidigung und Kriegsverbrechen. Vielleicht fällt es Robert Habeck in seiner Generation etwas weniger schwer als mir und meinen Altersgenossinnen und -genossen, sich von seinem Schweigen zu befreien.

Einen beeindruckenden Bogen macht Habeck am Schluss seiner Ansprache, als er darauf hinweist, dass die unverbrüchliche Solidarität mit jüdischen Menschen in unserm Land um keinen Preis mit einer Verurteilung der bei uns lebenden Muslime kompensiert werden darf.

Dies ist keine "Ja-aber" Verbindung, sondern eine Konsequenz unserer Solidarität mit den Juden auf der ganzen Welt.

Edgar Selge, 75, zählt zu den profiliertesten deutschsprachigen Bühnen- und Filmschauspielern. 2021 veröffentlichte Selge bei Fischer seine hoch gelobte, autofiktionale Erzählung "Hast Du uns endlich gefunden".